

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Wie aus einem armen Waisenbublein ein gottbegnadeter Künstler wurde

[urn:nbn:de:bsz:31-338337](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338337)



## Wie aus einem armen Waisenbublein ein gottbegnadeter Künstler wurde.

Gestern bin ich den Kindern der Stulz'schen Waisenstiftung in Lichtental, mit denen der Waisenvater einen Ausflug unternahm, begegnet und habe mich gefreut an den netten, wohlgezogenen Knaben und Mädchen — wohl vierzig mögen es gewesen sein. Die grüßten mich so höflich, und aus den hellen Kinderaugen strahlte die Fröhlichkeit. — Der sorgende Pflegevater dieser elternlosen Schar hat mir Auskunft gegeben über das Woher und Wohin, und ich habe den Weiterstreitenden nachblicken müssen, bis sie im Waldesdunkel meinen Augen entschwunden sind.

Es kamen mir Erinnerungen, die mit dieser Wohltätigkeitsanstalt im engen Zusammenhang stehen, und diese Erinnerungen will ich meinen lieben Lesern und vielliebten Leserinnen kundtun, hoffend, daß sie sich darüber freuen werden zu hören, wie ein armeliges Waisenbublein unseres Heimlandes ein großer, weltbekannter Maler wurde.

Es ist lange her, seit der völlig vermögenslose Waisenknaabe Carl Juch aus Windschlag in die Stulz'sche Stiftung in Lichtental aufgenommen wurde. Leider stehen mir keine Jahreszahlen zur Verfügung — es mag aber nach meiner Rechnung so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein.

Als ich im Dorfwirtshause „zur Blume“ in Obertsot den berühmten Kunstmaler Carl Juch kennen lernte, stand er schon im vorgerückten Mannesalter.

Er hatte seinen Wohnsitz in der Künstlerstadt Düsseldorf aufgeschlagen. Von dort zog es ihn immer wieder in die badische Heimat, und wenn der Frühsommer kam, quartierte er sich regelmäßig für ein paar Monate im Blumenwirtschause ein: nicht etwa um zu bummeln und zu sommerfrischeln, sondern um Studien zu malen für die Winterarbeit in der Heimatstadt. — Wie oft bin ich am Abend herabgestiegen, um ein paar Stunden in der Gesellschaft dieses seltenen Mannes zu verleben. Und er kam auch gerne zu mir auf den Berg, wo er immer willkommen war. Carl Juch war eine frohgemute Künstlernatur, aber nicht übersprudelnd in seiner Rede — er konnte sogar oft recht wortfarg sein. Mitteilungen aus seinem Leben machte er auch mir, der ich mich sonst seiner besonderen Freundschaft erfreute, nur bruchstückweise.

Als der Waisenknaabe Carl Juch, den die Natur, nicht zu seinem körperlichen Vorteil, mit allzu hohen Schultern ausgestattet hatte, nach Vollendung des vierzehnten Lebensjahres aus der Stulz'schen Stiftung entlassen wurde, kam er, weil es nicht einmal Gelegenheit gab, ihn bei einem biederen Handwerksmeister unterzubringen, zum Slierensepp in Oberbeuren-Lichtental als Stallbube. — Sein Dienstherr war ein sogenannter Ochsenbauer; das heißt er besaß mehrere Ochsengespanne, mit denen er jahraus, jahrein Fuhrleistungen für die Sägmühlenbesitzer des

Loß- und Murgtales ausführte. Und wer sollte es glauben: zum Stierensepp hatte den armen Teufel doch ein recht glücklicher Zufall geführt.

Eines Tages kommt zu dem Ochsenbauer ein Badener Herr, der zum Brennholzheimsfahren ein Ochsengespann brauchte. Halderwang hieß er — ein klangvoller Name in der Badestadt Baden-Baden in den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der verhandelte mit dem Bauer vor dem großen Scheuertor und bemerkte dabei die verschiedenartigen mit Farbstift auf die rohen Bretter geworfenen Zeichnungen. Hühner und Hähnen und Enten und sonstiges zum Bauernhause gehöriges Geklügel stellten sie dar.

„Wer hat denn das gezeichnet?“ fragte Halderwang verwundert.

„Da der krumm Kerl dort schmiert mer alles voll, und mei Fra sagt au no das sei schön, sunst hätt ich dem Kerle die dumm Molerei schon lang austriebe!“ erwiderte mißmutig der Sepp.

Der Ochsentreiber-Sehling wurde aber freundlich herbeigerufen und er mußte Auskunft geben über seinen bisherigen Lebenswandel. Die Bäuerin hatte sich auch herzugemacht. Sie konnte den „Kerle“ nicht genug loben, was der für einen geschickten Kopf habe und wie der malen könne — ein ausgemachter Künstler sei der Bub.

Diese Stunde entschied das Lebensschicksal des Waisenknaben Carl Jutz.

Halderwang veranlaßte nach kurzer Zeit, daß der kleine Mann nach Baden-Baden übersiedelte. Er ließ ihm Unterricht im Zeichnen geben, sorgte für eine Erweiterung der Schulbildung und machte auch seine vielen Freunde und Bekannten auf den künstlerisch begabten Knaben aufmerksam.

Früh regte sich in dem kleinen Kunstjünger das Streben nach eigenem Erwerb. Schwer lastete auf seiner Seele — so sehr er auch seine Wohlthäter ehrte — das Abhängigkeitsgefühl. Bald zeichnete und malte der Waisenbube in seinen Freistunden Bildchen, die er, ohne seinen Namen zu nennen, zum Verkauf ausstellte und siehe da: die Kur-Fremden kauften die einfachen natürlichen Darstellungen gerne als Andenken an die herrliche Bäderstadt. — So sammelte sich der zielbewußte, bedürfnislose Mensch einen Schatz an, den er hütete wie seinen Augapfel.

Als Carl Jutz im Jünglingsalter Baden verließ, um seine Kunststudien in München fortzusetzen, stand ihm ein selbsterarbeiteter Geldbetrag zur Verfügung, der dem Malschüler in der Großstadt einen festen Halt gab.

Wohlvollende Professoren haben auch dort dem ungewöhnlich talentierten ernstesten Bögling über die Schwierigkeiten des materiellen Lebens hinweggeholfen. Seine Miniaturgeflügelbildchen, die von einer wunderbaren Naturauffassung zeugten, machten Aufsehen und es fehlte nicht an willigen Käufern. Der junge Künstler hatte bald die Genugtuung — frei von jeder Abhängigkeit — im Leben zu stehen, dazu hatte es wohl oft äußerster Kraftanstrengung bedurft, aber es war nicht vergebens gewesen.

Eine besondere Liebhaberei führte den aufstrebenden Künstler dazu, das was da fliecht in Haus und Hof einem ganz eingehenden Studium zu unterwerfen. — Seine Hühner- und Entendarstellungen sind unübertroffen — sie haben seinen Künstlerruhm begründet.

Nach Düsseldorf, der schönen Malerstadt am Rhein, hat sich Carl Jutz von München aus gewendet. Sie ist ihm zur Heimat geworden, aber unser badisches Land — sein Geburtsland — hat er nie vergessen. Ihm galten seine Sommerwanderungen. In den Schwarzwaldtälern auf den einsamen Höfen suchte er die unverfälschten Landhühner, die noch nicht mit Italien, Spanien und Amerika gekreuzt waren. Die bevorzugte er für seine Studien vor allen anderen.

Die Stadt Baden, Lichtental und den Stierensepp hat er auch nie aus dem Gedächtnis verloren.

In Düsseldorf gründete Carl Jutz seinen Hausstand. Er hatte eine heitere, lebensmutige Gattin gefunden, die ihm drei Kinder — zwei Knaben und ein Mädchen — schenkte. — Sie hatte es verstanden, dem strebenden Manne ein sonniges Heim zu bereiten, in dem er glückliche Tage verlebte. Dem planmäßigen, fortgesetzten Studium war sein vielgestaltetes Künstlerleben gewidmet: er kannte kein Feiern und kein Stillestehen.

\* \* \*

„O, de Moler isch wieder do — de Moler!“ riefen sich die Obertrotter Schulkinder entgegen, wenn im Frühommer der Meister Jutz zu seinem Studienaufenthalt unserem stillen Gebirgsdorf zusagte, und sie warteten mit Spannung auf seinen ersten Gruß. — Sein Gruß bestand nämlich darin, daß er den Menschen entgegenkrächte wie ein stolzer Hahn. Diese Töne hatte er seinen geflügelten Freunden so täuschend abgeläuscht, daß wohl jeder, der sie zum erstenmal vernahm, in Versuchung kam, sich nach einem leibhaftigen Godler umzusehen. „O, de Moler isch wieder do!“ riefen die Kinder weiter und sie gaben ihm scharenweise das Einzugsgeleit bis an die große Stafel des Blumenwirtsch Hauses.

Dort  
menwir  
gerne  
„mein  
und e  
empfan  
rum, de  
Jung u  
den Sc  
ich säu  
Blume“  
mich, d  
der gra  
Carl  
und ab  
ihn nä  
schätze

In d  
der Ge  
Studien  
in „der  
wärts  
den al  
unsere  
aus der  
baumw  
terkopf,  
Er hatt  
worfen  
mir sch  
zu bem  
Schere  
volle, I  
„alte S  
zeichnet  
Glas u  
wenn e  
älteren  
tritt, fo  
gene W  
Wirtsch  
weiter  
jeder ei  
dann er  
sich selb  
Sinn  
hinter  
auf dem  
befieder  
war ein  
fressene

Dort hatte er allezeit nach Gästen auslugende Blumenwirt Größer — „mein Heinrich“ nannte er sich gerne und andere Leute nannten ihn dann auch „mein Heinrich“ — den Ankömmling schon erspäht, und er beeilte sich, seinen Sommerfrischler würdig zu empfangen. Im Dorfe sprach es sich dann rasch herum, daß der Moler wieder da sei, und es freute sich Jung und Alt ob dieser Nachricht. Auch zu mir auf den Schloßberg drang die frohe Kunde alsbald und ich säumte nie mich schon am ersten Abend in „der Blume“ einzufinden. Es war immer eine Freude für mich, dem Bericht des weltgewandten Mannes aus der großen Welt zu lauschen.

Carl Fuß hat nie große Reden geführt. Knapp und abgemessen waren seine Worte, aber jeder, der ihn näher konnte, fühlte sich hingezogen zu ihm und schätzte sein eigenartiges Unterhaltungstalent.

In den ersten Tagen schlenderte er gewöhnlich in der Gegend umher, Anregung zu finden für neue Studienentwürfe. Einmal kam er, als ich ihn abends in „der Blume“ erwartete, von dem nahen, talaufwärts gelegenen Weisenbach zurück. „Heute habe ich den alten Schäfer gezeichnet“, sagte er zwischen unsere Unterhaltung hinein und zog das Skizzenbuch aus der Tasche. Der „alte Schäfer“ war der „Grünbaumwirt“ von Weisenbach, ein schlichthäriger Charakterkopf, wie es keinen zweiten im ganzen Tal gab. Er hatte ihn mit dem Zeichenstift auf das Blatt geworfen wie er lebte und lebte. „Den könnten Sie mir schenken“, wagte ich mehr im Spaß als im Ernst zu bemerken, und siehe da, Meister Fuß zog die Schere aus der Tasche und schnitt mir das lebensvolle, lebenswahre Bildchen heraus. Heute ist der „alte Schäfer“ lange schon tot, aber sein Bildnis, gezeichnet von einem großen Künstler, hängt unter Glas und Rahmen in meinem Arbeitszimmer. Und wenn einmal ein oder der andere Weisenbacher der älteren Linie geschäftshalber zu mir in mein Zimmer tritt, so stellt er sich bewundernd vor das wohlgelungene Abbild seines einstigen Mitbürgers, der seinen Wirtshausgästen Bären aufbinden konnte wie kein zweiter weit und breit. Freuen tut es mich, daß doch jeder ein gutes Wort findet für den „alten Schäfer“, denn er war allezeit ein hilfsbereiter Mann, der für sich selber wenig Reichtümer sammelte.

Einmal hat „der Moler“ ganz nahe bei der Blume hinter einem Bauernhause einen Misthaufen entdeckt, auf dem sich „rassereine“ Landhühner mit ihrem stolzbefiederten Gahn tummelten. Hinter der Mistlege war ein Schweinefall plaziert, und durch die ausgefressenen Löcher über dem Schweinetrog streckten zwei

quiekfende Borstentiere die Schnufeln heraus. Dahin brachte Carl Fuß seine Staffelei. Das versprach eine Studie allerersten Ranges abzugeben. Das Wetter war wunderbar sonnig und warm. Mich führte der Weg zur Heuarbeit täglich mehrmals an der Stelle vorbei und ich stellte mich regelmäßig einige Minuten hinter dem Künstler, ohne ihn auch nur durch einen Gruß zu stören. Ich war nie der einzige stumme Bewunderer. Der Künstler war so in sein Werk ver-



Stumm traten die Ankömmlinge — zwei Herren und eine Dame — zu mir hinter den Maler.

tief, daß ihm das, was hinter seinem Rücken lag, nicht zum Bewußtsein kam. Am dritten Vormittage ereignete sich etwas Sonderbares. Am Blumenwirts-hause fuhr ein Badener „Landauer“ an, der „meinem Heinrich“ Mittagsgäste brachte. Der deutete, in seiner angeborenen Mitteilbarkeit, auf den Maler und die Staffelei, machte aber dazu doch rücksichtsvoll die Gebärde des Schweigens. Stumm traten die Ankömmlinge — zwei Herren und eine Dame — zu mir hinter den Maler, der an seiner fast vollendeten Studie nur noch kleine Änderungen anbrachte. Als Freund Fuß ganz unermittelt seinen Charakterkopf plötzlich in die Höhe warf und leicht grühend zu uns blickte, nahm gleich der eine der Herren das Wort und radbachte in schlechtem Deutsch — Engländer waren es — „ich das kaufen möchte gern“. Achlos

wendete sich der Künstler wieder zu seiner Studie zurück. — Verblüfft von dieser Nichtbeachtung ihres guten Willens schritten die Fremden sich lebhaft unterhaltend dem Gasthause zu. Nach kurzer Zeit erscheint „mein Heinrich“. Er hatte offenbar die Vermittlerrolle übernommen und teilte mit, daß der Fremde bare tausend Mark für das „Misthaufen- und Sauftallbild“ bezahlen wolle und fügte hinzu, daß da einer schon Linte gesoffen haben müsse, wenn er nicht gleich einschlage. „Weim Obertsroter Blumenwirt regt sich wieder einmal die Hausknechtsnatur!“ brummte der Maler durch die Zähne und verharrete in größter Ruhe in seiner Stellung an der Staffelei. Ich gestattete mir dann — zum Überfluß — auch noch zu bemerken, daß nach meinem Dafürhalten das viele Geld sehr rasch verdient gewesen sei, und daß ja in wenigen Tagen ein zweites gleiches Bild auf der Staffelei stehen könne. „Das verstehen Sie nicht!“ trumpfte mich Meister Juh ab, und ich zog es dann vor, auf meine Wiesen — zu der Heuarbeit — weiter zu wandern. Als ich gegen Mittag — auf dem Heimwege — wieder an der Blume vorbei kam, erwartete mich der Künstler. Er begleitete mich eine Strecke weit auf meinem Weg. „Ich habe Sie vorhin unhöflich gelassen und ich bin Ihnen deshalb eine Erklärung schuldig. Ich konnte mich auf die dumme Engländergeschichte nicht einlassen, weil von mir keine Studien im Handel sind und auch nicht in den Handel kommen. Dafür habe ich meine besonderen Gründe. Es würde mir leid sein, wenn meine harten Worte unserer Freundschaft Abtrag tun sollten. Ich glaube, das ist eine Erklärung, wie sie unter ehrlichen gebildeten Menschen allezeit gangbar war!“ Wir schieden ohne Groll von einander und am Abend desselben Tages tranken wir bei „mein Heinrich“ einen gemeinsamen Schoppen. Der konnte nicht genug bekommen im Erzählen, was diese Engländer für noble Leute gewesen seien und wie gut ihnen seine Forellen geschmeckt hätten.

Es war um ein ganzes Jahr später, als mir Freund Juh erzählte, daß er im verflossenen Winter noch der „Sauftallstudie“ — so nannte er sie selber — einundzwanzig Bildchen gemalt habe, die alle verkauft seien und keines unter tausend Mark. — Juh war nicht nur ein gottbegnadeter Künstler, er war — was ja bei Seinesgleichen nur selten der Fall ist — auch ein guter Geschäftsmann. Seine Miniatur-Geflügelbildchen waren im Kunsthandel gesucht. Amerikanische Händler interessierten sich ganz besonders für die herrlichen kleinen Kunstwerke, die von ihren Landsleuten gerne gekauft wurden.

Wie tief der Meister in das Naturell des Pühnerbolles eingedrungen war, bewiesen am besten seine Hahnenkämpfe, bei denen er gegen irgend einen stolzen Godler den Partner spielte. — Ich habe solchen täuschend inszenierten Kampfspiele angewohnt, bei denen der aufgeregte Hahn gegen den Künstler, wie gegen einen Nebenbühler aus seinem eigenen Geschlecht, vorging und diesen sogar über die Staffel des Blumenwirts Hauses hinauf verfolgte.

Zuweilen kam auch die Gattin des Malers, eine vornehm lebensfrohe Stadifrau. Ihre sonnige Einwirkung auf den etwas schwerblütigen Mann gestaltete diese Ehe harmonisch. Groß war immer die Freude des Künstlers, wenn „die Frau“ kam. Ihr mochte das alte Blumenwirts Haus und unser kleines Gebirgsdorf etwas eng vorkommen. Sie blieb gewöhnlich nur wenige Tage.

Von seinem Obertsroter Aufenthalt pilgerte der Künstler gerne ab und zu nach Lichtental. Dort besuchte er das Waisenstift und nie versäumte er die Bauernfamilie zu begrüßen, zu der ihn einst der erste Schritt ins praktische Leben geführt hatte. Wenn er von diesen Ausflügen zurückkehrte, war er immer recht aufgeräumt, und an solchen Abenden erfuhr ich meistens wieder etwas Neues aus seinem Leben und über die Entwicklung seines künstlerischen Schaffens. — Sonst saßen wir oft stundenlang beisammen, ohne daß viel geredet wurde, aber gerade in dem Ernst unserer Unterhaltung lag die Würze. Wir beobachteten stillbergnügt lächelnd den Blumenwirt „mein Heinrich“, wie er einmal ums andere der Einsichte zuschritt und in aller düsteren Heimlichkeit ein neues volles Glas zu den vorhergegangenen hinunterstürzte, bis er sich die nötige Wertschwere angedudelt hatte.

Einmal ist in der Blume ein, wie man so sagt, „großes Tier“ — ein hoher Gerichtsbeamter war es — mit Familie zum Genuß der Sommerfrische angekommen. Da geriet „mein Heinrich“ mit sich selber in Widerstreit wegen der Titulatur, die er dem Gast, der übrigens ein sehr einfacher gemüthlicher Herr war, angedeihen lassen sollte. Also zog uns der Blumenwirt eines Abends ins Vertrauen und schließlich rückte er dem Künstler mit der Frage auf den Leib: „Wie halten Sie es denn mit der Titulatur des hohen Herrn? Sie sitzen doch täglich mit ihm am gleichen Tisch.“ „Ich sag: guten Morgen! guten Tag! guten Abend! und gute Nacht!“ erwiderte Carl Juh in seiner trodenen Art, und „mein Heinrich“ war pass über diese kurze Abfertigung und über diese Rücksichtslosigkeit des Malers gegenüber dem hohen Gast.

„Aber Sie unterhalten sich doch so gut mit dem Herrn!“ erwiderte der Blumenwirt Kleinlaut.

„Warum dazu brütete der Herr?“

Die „A“ gehörte werf. S langung wirtschau brachte e Pläne für nächsten sein soll gewaltig späßhaft auch ein und hän

Meiste die „alte mehr na gehalten recht gefeldorfer eine St wirtscha stube, in seinen G

Daß hat sich des Neu kam ein die Obe Rachen“ er hat's mals a neuen s Blume runde h Saal ti mit We der das „Der L verkörpe nacht“ Abend rick“ n Wenn y kamen, wesen diesen J „edle“

„Warum soll ich mich nicht gut mit ihm unterhalten, dazu braucht man keine Titel!“ „Mein Heinrich“ trollte der Einschenke zu und tat einen tiefen Zug aus dem Weinglas — das war sein Sorgenbrecher.

Die „Blume“ war nicht Eigentum des Wirtes. Sie gehörte zu dem dicht dahinter gelegenen großen Sägewerk. Der Pächter betrieb aber mit Eifer die Erlangung des Umbaus des gemütlichen alten Dorfwirtschaftshauses in eine moderne Fremdenpension. Er brachte es auch soweit, daß er uns eines Abends die Pläne für den Neubau vorlegen konnte, der bis zur nächsten Sommerfrischlerzeit fix und fertig erstellt sein sollte. Das stärkte den Mut des Blumenwirtes gewaltig. Als aber einer der Gäste zu dem Plan spähhaft meinte: zu einem solchen Neubau gehöre auch ein anderer Wirt, schnappte „mein Heinrich“ ein und hängte den Beleidigten heraus.

Meister Jutz erklärte an jenem Abend, daß — wenn die „alte Blume“ abgerissen werde — er seinen Fuß mehr nach Obertrot setzen werde. Und er hat Wort gehalten. An Stelle der alten Blume ist wirklich ein recht geschmackloser Neubau entstanden, und der Düsselborfer Maler hat sich anderswo im Schwarzwald eine Stätte gesucht, wo er sich in einem alten Dorfwirtschaftshaus einquartieren, und in der großen Wirtsstube, in der bei den Herren auch die Bauern saßen, seinen Schoppen trinken konnte.

Daß zur neuen „Blume“ ein neuer Wirt gehöre, hat sich auch erfüllt. „Mein Heinrich“ ist als Pächter des Neubaus nicht mehr in Betracht gekommen. Es kam einer von weither — ein Herrischer — von dem die Obertrotter behaupteten, daß er einen „schwarzen Nachen“ habe. Er war zwar ein guter Rechner, aber er hat's doch auch zu nichts gebracht. — Ich habe damals auch das Empfinden gehabt, als ob mit der neuen Ordnung der Dinge die Gemütlichkeit aus der Blume gewichen sei. Die fröhliche Abendstopperrunde hielt in dem neuen Lokal, das selbstverständlich Saal tituliert wurde, nicht zusammen. Jeder dachte mit Behmut zurück an die alte niedere Wirtsstube, in der das Abersitzen zur Gewohnheit geworden war. „Der Leo“ — der damals die ortspolizeiliche Gewalt verkörperte, kam wohl dann und wann, um uns „Gutnacht“ zu wünschen. Wir haben manchen schönen Abend verlebt in der alten Blume, als „mein Heinrich“ noch das Szepter über die Wirtschaft führte. Wenn wir sonst nur einmal in der Woche zusammenkamen, so wurden in der Zeit, in der der „Moler“ anwesend war, Extrabende eingelegt. Nie fehlte es bei diesen Zusammenkünften an fröhlichem Gesang. Das „edle“ Lied von den „Hammerstriedsgölln“, die

„Lore am Tore“ und „die Bindenwirtin“ kamen immer daran, und auf dem Höhepunkt des Abends dirigierte der Herr Oberlehrer sein Leib- und Bauchlied: „Es lief ein Hund in die Kuche!“ Am lautesten brauste immer der Schlupfers durch die niedere Wirtsstube: „Sei lebet noch! Sei lebet noch und wackelt mit dem Schwof!“ — Wir waren fast lauter fürchterliche Sänger, aber Vergnügen hat's uns doch gemacht. Meister Jutz hat sich einst mit einem Solo hervorgetan, das wir später unserem Programm einverleibten. — Es hatte den tiefsinnigen Wortlaut: „Grüß di Gott, mein lieber Kaverl, mein Kaverl, mein Due. — Wer di kennt hat, hat di gern g'hat. Wem d' gepumpt hast, den hast g'sehn g'hat. Grüß di Gott, mein lieber Kaverl, mein Kaverl, mein Due!“

Wenn im Frühsommer die Wohn Gäste ins Murgtal einzogen, habe ich immer zuversichtlich gehofft, Meister Jutz werde sich doch auch wieder einmal in der „neuen Blume“ einfinden. — Er blieb leider fest bei seinem gefassten Beschluß. — Von Lichtental aus, wo er noch ab und zu für einige Tage hinkam, hat er mich mehrmals besucht. Er war der Alte geblieben. Unsere Freundschaft hat sich auch in einem zwar recht langsamen Briefwechsel bekundet. Einmal hat mich der Künstler mit einem wunderbaren Entenbildchen überrascht, das den Ehrenplatz unter meinem Wohnungsschmuck innehat. — Die farbenprächtige Entenfamilie — das Elternpaar und vier Junge — im grünenden, blühenden Wiesengrund am Bachesrand erregt das Staunen aller, die in meine Häuslichkeit kommen. „Zum Andenken an C. Jutz 1906“ hat der Künstler selbst das Bildchen unterschrieben. Wie oft stehe ich vor dem herrlichen Kunstwerk und denke der frohen Stunden, die ich mit dem Meister verleben durfte. — Mein Wohnzimmer schmückt auch eine Radierung des Künstlers aus dem Jahre 1878 — eine Glucke, die auf dem Futtertrog steht und ihre acht Jungen um sich versammelt hat. — Auch dieses Bildchen wird viel bewundert.

Der kunstsinige Großherzog Friedrich I. hat den hervorragenden badischen Künstler Carl Jutz hochgeschätzt und hat ihn wiederholt ausgezeichnet. Im Privatbesitz des Großherzogs, sowie in der Karlsrüher Galerie befinden sich Werke dieses einzigen, eigenartigen, berühmten Kleintiermalers, der mit zäher Willenskraft den Weg vom armen Waisenbüblein zum großen Künstler gefunden hat. —

H. W.